

Sprechsaal

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **8 (1903-1904)**

Heft 8

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Es blüht das fernste, tiefste Tal;
Nun, armes Herz, vergiss der Qual!
Nun muss sich alles, alles wenden.“

So sehnt sich auch Kerner, dessen Herz „von des Winters Schnee erkrankt ist,“ nach dem frischen Grün im stillen Waldgrund:

„Wie treibt's mich von den Menschen fort!
Mein Leid, das hebt kein Menschenwort;
Nur junges Grün, ans Herz gelegt,
Macht, dass mein Herze stiller schlägt.“

Aber wie, wenn nun der natürliche Frühling vergangen? Was dann? Da singen wir mit Körner, ob auch der traurige Winter wieder kommt, und das blühende Leben seufzend ins weite, offene, kalte Grab sinkt:

„Was kümmern mich künftige Schmerzen,
Und dass sie vergänglich ist, diese Lust?
Bleibt es doch Frühling in meinem Herzen,
Bleibt es doch Frühling in meiner Brust.“

Doch über alledem — endlich muss ja auch dieser Frühling vergehen — wollen wir fest und getrost hoffen auf jenen „grossen, klaren Frühling,“ von dem Uhland singt:

„Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.“

F.

Sprechsaal.

Zur Erinnerung an Fräulein Marie Bertschinger, geboren 25. Mai 1819, gestorben 30. März 1904. Am ersten Tage des neuen Basler Schuljahres stand vor dem Hause Nr. 9 am Byfangweg ein fünfjähriges Bübchen, in der Linken den Hut, in der Rechten einen Rosenstrauss, auf den Lippen den Dank für eine Schachtel wunderschöner „Märmel“, die Fräulein Bertschinger ihm jüngst geschickt. Einen Augenblick später wussten wir zu unserm Schmerz, dass unsre Rosen einer Toten galten. Nach 5 tägiger Krankheit war die fast 85 Jährige zur ersehnten Ruhe gegangen. Wie wehmütig der Gang durch die verödeten Räume, in denen wir 14 Tage vor dem Tode der Bewohnerin noch in lebhafter Unterhaltung mit ihr gesessen! Heute noch tönts mir in den Ohren: „Mit dem Lehrerinnenheim geht's mir wie Moses mit dem gelobten Land, er sah es vom Berg Nebo aus, aber hinein kam er nicht!“

Und heute fehlt die bewundernswert rüstige, stets heitere Greisin, die so geschäftig hin- und hertrippelte und mit strahlendem Lächeln ihre Stanniolschätze vor mir ausbreitete. Der Lehrerinnenverein hatte keine eifrigere Freundin als Fräulein Bertschinger, deren Blätter, auch von all ihren Bekannten fleissig gesammelt, immer aussahen, wie von den Tauben zusammengetragen. Jeden Monat trug ich von dort reiche Ernte heim, und nie fehlte es dabei an irgend einem Liebesbeweis für meinen kleinen Begleiter.

Nie habe ich ein friedlicheres, harmonischeres Heim betreten als das von Fräulein Bertschinger und ihrer treuen Dienerin, die seit 33 Jahren Freud und

Leid mit ihr teilte. Der Ratbedürftige fand dort Rat, wer Trost suchte, Trost, und ohne ein goldenes Wort echter Lebensweisheit verliess niemand ihre Schwelle.

Ratlos, mutlos und verzagt steht heute die treue Marie, wie ihre Herrin sie so oft nannte, am Grabe der langjährigen Gefährtin und weiss nicht, wohin sie sich mit ihren 63 Jahren wenden soll, denn eine Fräulein Bertschinger findet sie nirgends mehr!

In jenem Teil des Kannenfeldfriedhofes, wo 1880 schon eine frühere Menschengeneration ihre letzte Ruhe fand, ist sie am Ostersonntag begraben worden, die letzte ihrer Geschwister, nach langem, reich ausgenutztem Leben, in ihrer personifizierten Selbstlosigkeit ein leuchtendes Vorbild für alle, die das Glück hatten, sie zu kennen, die idealste „alte Jungfer“, die beneidenswerteste der ich in meinem Leben begegnet bin. E. G. — K.

Zu Frage 1. Ich halte die Methode des Zuschneidens „nach eigenem Mass“ als die absolut einzig richtige, sowohl für Leibwäsche als Kleider. Eine im Handarbeiten einigermassen Bewanderte wird mit Hilfe eines guten Lehrbuches sich zurecht finden können. Besser und leichter würde ein diesbezüglicher Kurs (Frauenarbeitschule) in die Methode einführen. Ob diese Methode sich für unsere Primarschulen eignen würde? Ganz gewiss! Ich unterrichte schon seit Jahren nach diesem System in den obern Klassen und darf wohl sagen mit gutem Erfolg. Die Mädchen begreifen diese Methode ebenso leicht wie das sogenannte Normalmasssystem, das ihnen ja auch Zahlen zum Behalten aufgibt, die man willkürlich verschieben kann, und die ihnen eigentlich nichts sagen. Die Methode des Zuschneidens „nach eigenem Mass“ übt im Rechnen, und der Erfolg ermutigt die Mädchen zum Weiterfahren, wenn sie aus der Schule entlassen sind. Das Normalsystem können sie praktisch nirgends anwenden, während sie mit der neuen Methode für jede Grösse *gut sitzende* Kleidungsstücke zuschneiden können. Auch in unserer Mädchenfortbildungsschule findet diese Methode Anwendung. Ich bedaure lebhaft, dass in unsern Arbeitslehrerinnen-Bildungskursen nicht nach diesem System unterrichtet wird und unsere obligatorischen Methodikbücher für's Handarbeiten nicht darnach bearbeitet sind.

Frage. Was muss ich tun, fragt eine besorgte junge Mutter, um bei meinem erst dreijährigen Jungen den furchtbaren Trotz zu bekämpfen? Jedem Befehl setzt er sofort sein trotziges Nein entgegen, und Strenge wie Milde sind bis jetzt ganz gleich wirkungslos geblieben. Vielleicht wüsste mir doch eine erfahrene Lehrerin da einen guten Rat, wofür ich schon zum voraus von Herzen dankbar bin.

Guter Rat. Eine sehr wohlhabende Dame hatte fortwährend Wechsel in ihrem Dienstpersonal. Bei ihrem mürrischen Wesen mochte trotz des hohen Lohnes, den sie zahlte, niemand lange bleiben und so sah sie sich eines Tages ganz verlassen. Da klagte sie einer Nachbarin ihre Not und fragte um Rat. „Ei,“ begann jene, „Sie müssen eben etwas Öl gebrauchen.“ — „Wie? Öl gebrauchen?“ „Nun ja,“ sagte die Freundin, „Sie müssen sich einölen. Sehen Sie, ich hatte einmal eine knarrende Türe, durch die niemand gerne aus- und einging. Seit ich sie aber geölt habe, knarrt sie nicht mehr.“ „Bin ich denn wirklich wie Ihre knarrende Türe,“ fragte die Dame, „und wie soll ich mich einölen?“ „O, das ist nicht so schwer,“ sagte die Nachbarin. „Wenn Ihre neuen Dienstboten etwas recht machen, so sparen Sie ja nicht Ihr Lob. Das

ist Öl für die Herzen. Machen sie aber etwas schlecht, so lassen Sie sich nicht gleich aus der Fassung und guten Laune bringen. Ölen Sie Ihre Stimme und Ihre Worte mit dem Öl der Liebe ein. Das tut wieder gut.“ Der Rat war probat, er wurde befolgt und seine Wirkung war eine unverkennbare. — Wie viele knarrenden Türen dieser Sorte gibt es doch überall, die durch Befolgung obigen Rezeptes von ihrer fatalen Disharmonie geheilt werden könnten!

Aus „Wo ist das Glück?“

Wie ich lesen lernte. Dass man in der guten alten Zeit die Schriftzeichen nicht an allerlei farbigen Bildern lernte, wissen die ältern Kolleginnen gut; hingegen dürfte es die jüngern Leserinnen interessieren, wie das „Lesenlernen“ zugeht. — Ob es nur in unserer Familie Usus war, dass die ältern Geschwister die jüngern lesen lehrten, oder ob dies allgemein so war, kann ich nicht sagen; nur so viel weiss ich, dass mir meine älteste Schwester mit ganz erstaunlicher Lebhaftigkeit, gepaart mit viel Witz, dabei zurecht half.

Mein erstes Lesebuch trug auf der ersten Seite das Bild eines farbenprächtigen Hahns. Es war das einzige Bild im Buch. Wer der Verfasser war, oder wessen Meisters Methode dort enthalten, ist mir nicht bekannt. Ich habe mich oft gefragt, warum gerade ein „Güggel“ dort hingemalt war, bin aber bis heute zu keiner befriedigenden Antwort gelangt.

Ich lasse eine Lehrstunde im Elternhause folgen: Meine Lehrerin und ich sassen zusammen hinter dem langen Tisch in der Wohnstube, schauten zusammen in das Büchlein, das mir das Weihnachtskindlein nebst Nüssen und Lebkuchenkram in einem Strickkörbchen gebracht hatte. Die Vokale und wahrscheinlich auch schon andere Buchstaben waren aufgefasst und wiederholt, und wir waren beim t angelangt. Da fragte meine Schwester: „Wenn jemand krank ist, was wird getrunken?“ — Tags vorher hatten wir eine kranke Kuh und ein in der Viehheilkunde „berühmter“ Nachbar, hatte einen Trank, bestehend aus einer Abkochung von mehreren Kräutern und Stauden, verordnet; also für ein Stück Vieh kein Tränklein, aber „es Trauch“ (gut emmenthalisch) verordnet. — So erfolgte denn die rasche Antwort der Schülerin: „He Trauch!“ Erstauntes Aufblicken meiner Lehrerin, helles Auflachen meiner ältern zuhorchenden Schwestern erfolgte. Dann lächelte meine Lehrerin: „Ja rächt; dem Brunli het me Trauch gchochet; aber wenn du oder eines von uns krank ist, was kocht Mutterchen ins weisse Kännchen dort auf dem „Buffert“?“ (Büffetschrank früher fast in jeder Wohnstube der emmenthalischen Bauernhäuser anzutreffen.) Nun kam das „Tee“ heraus und meine Schwester sagte: „Grad so heisst dieser Buchstabe;“ er wurde nie mehr vergessen. Beim kleinen gedruckten k behauptete die sehr junge Schülerin immer, der müsse Speicherschlüssel heissen; denn der schwarze Bursche gleiche unserm Speicherschlüssel auf's Haar, und so zähe hielt sie daran fest, dass er aus dem „Gänterli“ geholt (werden musste) und verglichen werden musste. Aber sein Name k blieb auch haften. Wenn die Lehrstunde vorüber war, holte meine Lehrerin einen uralten Katechismus hervor; in demselben waren fast auf allen Blättern, aus länglichen Ringlein gebildete Kettchen, gezeichnet. Ich denke, sie stunden am Schlusse eines jeden Abschnitts. Diese wurden beguckt und dabei gesprochen: Ringli, Zwingli, Ridli, Rädli, Fläschli, Täschli usw. Ob dies geschah, um den Sprechapparat zu üben? Jedenfalls lag er schon vor meiner Schulzeit nicht „brach“; denn bis ins 9. Schuljahr hat das Plappermäulchen den lieben unvergesslichen Lehrern viel Mühe gemacht.

Das „Lesenlernen“ ging also damals gewiss auch interessant zu; das muss ich sagen, obschon die Lehrstunden nicht im Entferntesten den gegenwärtigen, an der Hand unserer prächtigen Fibel, gleichkommen, da die Kinder fast mühe-los die Lautzeichen auffassen und ohne das leidige Trillen, auch behalten. Gewiss, mit diesem herrlichen Buch geht es spielend. Mir wenigstens kommt es so vor, und ich habe bei den Schülern gar keine Ermüdung wahrgenommen. Sie wurden immer neugieriger und konnten kaum warten, bis wieder zu einem neuen Abschnitt geschritten werden konnte. Den Verfasserinnen gebührt der wärmste Dank für ihre grosse Sorgfalt, die sie darauf verwendet. Eigentlich lobt ja „das Werk den Meister“ selbst; allein, ich kann es mir nicht versagen, ihnen auch hier noch ein anerkennendes Kränzlein zu winden.

Wenn ich so den Eifer und die Lust meiner A-B-C-Schützen sehe, muss ich immer an meine Leseübungen vor 40 Jahren im Elternhause denken, und sie gaben mir die Idee zu diesen Zeilen. E. W.

„Von einem schliesse auf alles“.

Eine im hohen Norden lebende mir befreundete Familie war auf einige Monate nach der Schweiz gekommen. Aus Gesundheitsrücksichten sollte sie ihr Söhnchen hier zurücklassen. Mir wurde der Auftrag, eine Familie zu suchen, in welcher der Knabe für eine Reihe von Jahren geistig und körperlich die sorgsamste Pflege finden würde. In dieser Angelegenheit begab ich mich nach der Villa X. In deren schön gehaltenem Garten spielten einige blühende, sehr hübsch gekleidete Kinder, drei Knaben und zwei Mädchen; ihre munteren, zuversichtlichen Antworten gefielen mir, und ich bat, zu Mama geführt zu werden. Im Hause war alles äusserst behaglich und geschmackvoll eingerichtet; ich hatte das Gefühl: hier ist gut sein! In der Veranda, auf die sich der Salon öffnete, lag eine stattliche Angorakatze; ich streichelte sie eben, als die Dame des Hauses eintrat; nach freundlicher Begrüssung sagte sie: „Sie bewundern unsere Katze; ja, wir sind grosse Tierfreunde.“ Wir waren mitten im Gespräch über mein Anliegen, als im Garten gewaltige Aufregung entstand; man hörte Steine fallen. „Da, dort! nein dort! hole dein Gewehr, Emil, und schiesse auf sie!“ wurde gerufen. „Was gibt es, liebe Kinder?“ fragte ich in den Garten hinunter. „Eine Katze, eine Katze ist hier!“ Mama X. machte sich mit einer Topfpflanze zu schaffen und tat, als ob sie weder sähe noch hörte. Da erlaubte ich mir zu sagen: „Wenn diese Katze nicht im Garten sein soll, so klatscht in die Hände oder bespritzt sie mit der kleinen Gartenspritze dort, dann wird sie gleich die Flucht ergreifen. Mit einem Steinwurf könnte man ihr ein Auge auswerfen; durch einen Schuss würdet ihr sie kaum töten, aber wahrscheinlich schwer verwunden.“ — „O, es ist nicht unsere Katze, es ist nur eine fremde Katze,“ antworteten die Knaben fast gleichzeitig. — „Dann gehört sie jemand anderem, oder sie ist ein herrenloses, hungriges Tier, das desto mehr Mitleid verdient; in keinem Fall dürft ihr sie verletzen.“ Die Kinder sahen mich starr an, als hätte ich in einer fremden Sprache geredet. Mama X. lächelte; allein mir kam es vor, als scheine unter dem Lächeln etwas wie Missbilligung gegen mich durch; sie entliess mich jedoch sehr liebenswürdig und bat mich, zu weiterer Besprechung bald wieder zu kommen. Offenbar wollte sie den Knaben meiner Freunde gerne aufnehmen.